



DANIEL OLIVER BACHMANN

DIE TOTE IM TANN

Schwarzwald Krimi

emons:

Knien über den Boden, wischte und polierte, bis ich mich darin spiegeln konnte. Du bist ein vorbildlicher Schüler, dachte ich, das Dumme ist, dass es der Meister nicht bemerkt. Seit ich die Einsicht hatte, blieb seine Aufmerksamkeit aus, und das machte mich übellaunig.

Warum sah er mich nicht mehr? Mit dieser Frage wachte ich morgens auf, sie begleitete mich den ganzen Tag, abends ging ich mit ihr ins Bett.

Eines Tages herrschte ich einen Schüler an, der neu zu uns gestoßen war. Während der Atemmeditation bekam er einen Weinkrampf, und ich wies ihn mit harschen Worten zurecht. Auf einmal hatte ich sie wieder, die Anteilnahme meines Meisters, nur anders als gewünscht.

»Zwei Stunden täglich *Sudarshan Kriya* wird dein feuriges Selbst abkühlen«, sagte er. »Und ich habe eine Aufgabe für dich: Du sollst mir die Quelle zum Leben erwecken.«

Jahre später begriff ich, dass diese Worte die einzigen waren, die er je zu mir gesprochen hat. Alles andere war *Verbindung* gewesen. Nur diese Sätze kamen klar und deutlich aus seinem Mund, auf Englisch, der gemeinsamen Sprache der Schüler im Kasten, gesprochen mit dem süßen Akzent des Inders. Danach hörte ich ihn nur noch einmal sprechen, als er sich an die Gemeinschaft der *Anuyaayi* wandte. Bei dieser Gelegenheit verkündete er, dass sie mit ihm nach New York gehen würden. Die Vereinten Nationen hatten ihn zu Friedensverhandlungen gebeten. Und dann sagte er noch etwas, das nur mich betraf: »Vinajaka wird bleiben. Er sorgt für die Quelle und dafür, dass sie eines Tages wieder lebt.«

Als ich durch die verlassenen Schiffsäle gehe und die große Küche erreiche, in der immer ein Topf *Dhal* auf dem riesigen alten Herd geköchelt hat, während ein Dutzend Reiskocher leise vor sich hin blubberten und einen köstlichen Duft im Kasten verbreiteten, fühle ich wieder den Stich im Herzen, den dieser Satz bereitete. Vinajaka bleibt. Wie viele schwere Stunden hat er mir beschert?

Manchmal schaffe ich es, mich in der Atemmeditation eins mit der Welt zu fühlen. Dann bin ich gleichzeitig im Kasten und in New York beim Meister. Diese Einheit hält leider nur Bruchteile von Sekunden, denn sie überwältigt mich, wirft mich zu Boden. Danach durchlebe ich eine Zeit voller Zorn, in der ich mich der *Sudarshan Kriya* verweigere. Irgendwann wird das schlechte Gewissen stärker als mein Trotz, ich schleiche in den Eiskeller und meditiere ohne Ergebnis darüber, wie ich die Quelle zum Fließen bringen kann.

Manchmal vergesse ich dabei Wochen und Monate und wundere mich, wenn draußen Schnee fällt, wo es doch gerade erst Sommer war. Bei anderen Gelegenheiten mache ich wie ein Gefängnisinsasse jeden Tag einen Strich an die Wand, weil sich die Stunden endlos dahinziehen und ich glaube, vor Langeweile zu sterben. Als der Sturm den Ast auf Schumachers Schuppen fallen ließ, waren zwölf mal neun Monate vergangen, das sind hundertacht Monate, die heiligste Zahl im Hinduismus.

Alle unsere Gottheiten tragen hundertacht Namen. Nach der tantrischen Lehre schöpfen wir täglich einundzwanzigtausendsechshundert Atemzüge, wovon die Hälfte der Sonne zugewandt ist, die andere dem Mond. Durch hundert geteilt ergibt das hundertacht. Wir wiederholen jedes Mantra hundertachtmal, um seine mystische Kraft zu verstärken. Als Erbsenzähler weiß ich, dass hundertacht eine *Harshad*-Zahl ist, also durch ihre Quersumme teilbar. *Harshad* bedeutet im Sanskrit »Freuden bringend«, doch bei mir sind bislang noch keine Freuden eingetreten.

Nachdem ich meinen Rundgang beendet habe, steige ich hinauf in den Saal von *Yoni* und *Lingam*. Die liebende Gabe, die mich durchdringt, fehlt. Meine Feuerenergie macht mir zu schaffen, und die Blicke meiner Schülerinnen sind eine Einladung, der ich nur schwer widerstehen kann. Wieder überkommt mich ein Gefühl unendlicher Einsamkeit.

Als ich das Licht löschen will, fällt mein Blick auf die Schale im Eingang. Ein Hundert-Euro-Schein liegt neben den Münzen, dazu ein zusammengefalteter Zettel.

»Lieber Vinajaka. Wer schon so lange wie du in diesem Tal lebt, sollte einmal die ZOV besucht haben. Dein Ambrosius.«

Ich nehme den Geldschein in die Hand. Hundert Euro. Das ist viel Geld. Ich denke darüber nach, ob ich im Eiskeller über die Frage meditieren muss, weshalb mir der alte Pfarrer diesen Reichtum vermacht, dann entscheide ich mich anders. Was immer die ZOV ist, ich werde hingehen, und zwar ausgeschlafen und mit wachen Sinnen. Ich steige hinauf in meine kleine Stube unterm Dach, rolle meine Bastmatte aus, spreche ein letztes Gebet und falle in tiefen Schlaf.

In Teufels Küche

Kaum habe ich mit dem Feuerwehr-Mantra begonnen, reißt Schumacher auch schon die Tür auf.

»Mogli, alte Hütte!«, ruft er. »Komm rein! Hast du schon was zwischen den Zähnen gehabt? Du brauchst einen anständigen Frühschoppen!«

Mein Morgenmahl besteht seit Jahr und Tag aus einer Schale Reis, bei meinem Nachbarn biegt sich der Tisch. Brot, Brötchen, Brezeln, allerhand Wurstsorten, Schinken, Eier, frischer Kaffee. Um den Tisch sitzen seine Frau, die mir als Theres vorgestellt wird. Außerdem Tochter Julia, die ich auf sechzehn Jahre schätze und die mich aus neugierigen Augen betrachtet.

»Vinajaka«, fragt sie. »Bedeutet das was?«

Ich neige huldlos den Kopf. »Das ist einer der hundertacht Namen von *Ganesha*, dem Sohn von *Shiva* und *Parvati*. *Ganah* bedeutet Vielheit, *Isha* heißt Herr. Er ist also der ›Herr der Wesen‹, aber gleichzeitig *Vighneswara*, Zerstörer von Hindernissen, *Varada*, der uns die Wohltaten bringt, und *Sidhhita*, der uns Erfolg bei der Arbeit schenkt.«

Julia lächelt mich an. »Wow. Ich bin froh, dass wir uns kennenlernen. Wo Sie so lange unser Nachbar sind.«

Sie bedenkt mich mit einem Blick ähnlich dem meiner Schülerinnen.

»Das Haus ist immer offen«, antworte ich verlegen. »Wer eintritt, ist Gast.«

»Das hätte ich gerne getan. Aber Papa hat es mir verboten.«

Ich wende mich an Schumacher. »So? Hat Papa das? Und warum?«

Mein Nachbar hält sich an der Kaffeetasse fest. »Du weißt doch, die Bilder da oben, die sind nichts für junge Mädchen.«

Julia zwinkert mir zu. »Papa, meinst du den Saal von *Yoni* und *Lingam*?«

Schumachers Gesicht verfärbt sich rot. »Woher weißt du davon?«

»Den kann man googeln. Wie gerne würde ich ihn sehen!«

»Das kommt nicht in die Tüte!«

»Papilein, jetzt sei doch nicht so!«

Schumacher wirft seiner Frau einen hilflosen Blick zu. Die hat bisher nichts gesagt. Jetzt zeigt sie ein feines Lächeln. »Vielleicht willst du deinem Freund erst mal einen Kaffee anbieten? Herr Vinajaka, manchmal vergisst mein Mann seine Manieren.«

»Ich will ja auch nicht stören«, antworte ich, obwohl das gar nicht stimmt.

Ich störe nur zu gern, denn hier ist was los, während mir drüben im Kasten die Decke auf den Kopf fällt. Und der Frühstückstisch sieht einladend aus, auch wenn Wurst und Schinken meinem Karma sicher nicht zuträglich sind. Schumacher murmelt, dass ihm die Weiber über den Kopf wachsen, schenkt Kaffee ein und fordert mich auf, kräftig zuzulangen. Das

tue ich. Dann stelle ich die Fragen.

»Was ist die ZOV, und wo finde ich sie?«

Schumacher lacht. »Bist du unter die Mostbauern gegangen, Mogli? Du hast doch keine Apfelbäume.« Er erklärt mir, die ZOV ist das Kürzel für Zentrale Obstverarbeitung. »Die größte Deutschlands«, sagt er, »im Unteren Tal in Prinzenau. Die haben in den Kühllagern Platz für fünfzehntausend Tonnen Obst. Was willst du dort?«

Ein alter Pfarrer meint, ich sollte sie besuchen, erscheint mir keine gute Antwort zu sein. Also greife ich nach einem weiteren Brötchen, lobe dessen knusprige Konsistenz, frage Theres, ob sie es selbst gebacken hat, und als sie nickt, lobe ich noch ein bisschen mehr. Ich habe den Eindruck, dass für meinen Nachbarn die Herrlichkeiten auf seinem Frühstückstisch alltäglich sind, und sehe es als meine Pflicht an, ihn daran zu erinnern, dass dem nicht so ist.

»*Shiva* sagt, Nahrung ist *Maya*, eine Illusion, doch *Annapurna* spricht vom Gegenteil. Deshalb loben wir die Gaben, um nicht *Shivas* Zorn zu erregen. Wir werfen niemals etwas weg.«

»Das tun wir auch nicht, Mogli«, sagt Schumacher. »Wir essen alles auf. Also nochmals. Was will einer wie du bei der ZOV?«

Ich schenke ihm ein heiliges Lächeln. »Nichts Bestimmtes, *Naik*. Vielen Dank für die Einladung.«

Ich erhebe mich, verneige mich vor Theres und nenne sie die Inkarnation von *Annapurna*, der Göttin der Speisen. Zu Julia sage ich, dass sie sich den Saal von *Yoni* und *Lingam* ansehen kann, wenn Papa es erlaubt. »Vielleicht bringst du ihn einfach mit.«

Schumacher läuft wieder rot an, und als er mich an die Tür bringt, flüstert er: »Das war jetzt nicht nötig.«

»Die Bilder im Tempel von *Konark* dienen den Menschen dazu, die liebende Gabe zu erlernen«, flüstere ich zurück. »Das ist besser, als im Internet danach zu suchen.«

Er baut sich vor mir auf. »Halt dich da raus, Mogli. Die Aufklärung meiner Tochter geht dich nichts an. Darum kümmere ich mich selbst. Ich meine, Theres kümmert sich darum. Verdammte, warum schwirrt mir immer der Kopf, wenn du deine unverständlichen Sachen brabbelst?«

Auf dem Weg zum Kasten grinse ich. Habe ich es meinem Nachbarn gezeigt! Auf einmal ist die Stimme in meinem Kopf.

»Du bist gut darin geworden, anderen Ratschläge zu erteilen«, höre ich den Meister. »Wann beginnst du, an *Pirathisda* zu glauben, der das Unmögliche möglich macht?«

Ich sinke auf die Knie. Der Meister! Er spricht zu mir! So viele Fragen habe ich! Von »Warum muss ich hier versauern?« bis »Wie soll ich das Unmögliche möglich machen?«, doch da ist auf einmal Schumacher neben mir.

»Alles klar, Mogli?«, fragt er. Seine Stimme klingt besorgt. Er zieht mich auf die Beine.

»Ich glaube, so ein Bauernfrühstück ist doch nichts für dich.«

Ich lasse ihn stehen. So gern hätte ich meine Fragen an den Meister gestellt, doch die Stimme im Kopf ist verschwunden, wie wenn ein Radio ausgeschaltet wird. Im Kasten schnappe ich die hundert Euro und steige auf die Kreidler. Zum Glück geht es bis zum Schmidel bergab, so muss ich wenigstens nicht schieben.

Vor zwei Jahren bin ich das letzte Mal in der Werkstatt gewesen. Da habe ich die Kreidler vollgetankt, das soll jetzt wieder passieren. Wie damals kriecht der Schmidel unter einem aufgebockten Auto hervor, wie damals trägt er einen ölverschmierten Blaumann, der für seine spindeldürre Figur zu weit ist.

Als wäre das nicht Beweis genug, dass die Zeit in seiner Werkstatt stillsteht, sagt er: »Herr Vinajaka, wie schön. Müssen wir wieder tanken?«

Ich erinnere mich daran, dass der Schmidel im Plural spricht. »Das müssen wir«, bestätige ich. »Wir wollen ein bisschen herumfahren.«

»Guter Plan«, meint der Schmidel. Er schleppt einen Kanister Benzin herbei und stillt den Durst meines Mopeds. »Wo soll's denn hingehen?«

»Talabwärts«, antworte ich.

»Ausgezeichnet! Erzählen Sie uns bei Gelegenheit, wie es dort aussieht.«

»Kommen Sie nicht selbst hin?«

»Wir waren vor dreißig Jahren da unten. Ich kann mich noch gut erinnern.«

»Seither nicht mehr?«

Meine Stimme klingt ungläubig. Doch der Schmidel breitet die Arme aus, als wolle er die Welt umarmen. »Wir haben hier alles. Was brauchen wir mehr?«

Er hat recht. Ich verneige mich vor seiner Bescheidenheit. Dann frage ich: »War damals Bauer Bohn König des Tales?«

»Oh ja. Wir haben zu ihm aufgeschaut.«

»Aber er hat alles verloren? Das hat er doch, oder?«

Der Schmidel zuckt mit den Schultern. »Mit solchen Dingen beschäftigen wir uns nicht.« Er schraubt den Tankdeckel zu. »Macht vier Euro und achtzig Cent.«

Ich strecke ihm den Hundert-Euro-Schein hin. Der Schmidel wirft einen Blick darauf und kratzt sich am Kopf. »Den können wir nicht wechseln. Wissen Sie was? Sie zahlen einfach das nächste Mal.«

»Und wenn es wieder zwei Jahre dauert?«

»Dann ist das auch in Ordnung«, sagt der Schmidel. »Wir sind immer da.«

Die wahren Weisen findet ihr nicht in Klöstern, sagt mein Meister, und der Schmidel legt Zeugnis dafür ab. Als ich mich auf die Kreidler schwinge, spüre ich Neid. Wie kann es sein, dass jemand ohne Eismeditation derart *bei sich* ist?